

Visionsklausuren der Ärztekammer

Von Gabriele Bösch

Immer öfter lasse ich mich auf Aufträge ein, von denen ich gar nicht von vornherein weiß, ob ich sie bewältigen kann oder ob sie mich überwältigen werden. Ob das ver-rückt ist? Wahrscheinlich. Ver-rückt im Sinne der üblicherweise existierenden Strukturen in dieser Gesellschaft: Ich kann nicht sagen, ob ich das kann, nehme aber trotzdem die Einladung an. Ver-rückt im Sinne der eigenen inneren Strukturen: Ich verlasse mich mehr auf die Intuition als auf mein Hirn. Es wäre ganz einfach, zu mir selbst zu sagen: Gabriele, du bist Schriftstellerin und du schreibst einfach einen Text über die Visionsklausuren der Ärztekammer, du hast ja teilgenommen, gäbe es da nicht diese Vorgeschichte, die besagtes Hirn betrifft.

Ja, ich habe Medizin studiert, habe zwei Sezierkurse gemacht und bestanden, um dann bei der Anatomieprüfung durchzufallen – und das bereits beim Knochen. Damals war die Prüfung hierarchisch aufgebaut, der Knochen war die allererste Frage. Dem Wirbel hat eine Gelenksfläche gefehlt, das verwirrte mich, ich konnte ihn nicht bestimmen.

Peinlichkeit vor hundert Zuhörern, die mir für Jahre in meine eigenen Knochen fuhr und sich dort in meiner inneren Struktur ausbreitete. Verknöcherung der Seele – so lautete meine eigene Diagnose. Ich habe damals aufgegeben. Mein Gehirn funktioniert eindeutig nicht normal, sagte ich mir, dieses Studium ist zu schwer. Ein Traum war ausgeträumt.

Ich fürchtete mich also ganz real vor der Wiederbelebung meines persönlichen Traumas, als die Einladung zur ersten Visionsklausur der Ärztekammer erfolgte. Ich würde all den Menschen begegnen, deren Gehirn sie sicher entlang ihrer Berufung zur Ausübung ihres Berufes geführt hatte. Was konnten die von mir wollen? War mein Herz ein Angebot? Meine Beherztheit? Ein bisschen, gestand ich mir ein, fühlte ich mich angesichts dieser Doktoren noch als Versager. Andererseits, dachte ich, wissen die nichts davon.

Ich nahm die Einladung an, da es doch auch darum ging, dass sich die Ärztekammer letztendlich zum Wohl aller Menschen wieder verstärkt in den gestaltenden gesundheitspolitischen Dialog einbringen möchte – was ich verstehe, denn wenn ich das richtig betrachtet habe, sitzen in der diesbezüglichen Landes-Zielsteuerungskommission eigentlich nur die Geldgeber. Das ist ungefähr so, als wollte ich meinen Hühnern erklären, dass ich im Sinne der Gesundheit meiner Familie von ihnen glückliche Eier erwarte, dafür mit meinem Mann berate, in welches Futter wir investieren und gleichzeitig sperre ich den Stall zu und lasse sie nicht mehr in die grüne Wiese.

Mir scheint, für solcherlei Vorgehensweise sind die Probleme viel zu groß. Zu viele Ärzte gehen in den nächsten Jahren in Vorarlberg in Pension, es gibt nicht genügend Jungärzte, die diese Lücken füllen. Zu explodierend sind die Kosten für die Erhaltung der Gesundheit und die Gesundwerdung, das bestehende System wird vielleicht bald nicht mehr finanzierbar sein. Zu viele Ärzte sind zu sehr ausgelastet, sie können sich nicht mehr genügend Zeit für ihre Patienten nehmen. Wir sind alle aufgerufen, darüber nachzudenken, sagte ich mir. Und ich verstand, was Einstein damit meinte, als er sagte, dass die Denkstrukturen, die zu einem Problem führen, nicht geeignet sind, dasselbe zu lösen. Mir fiel das „Rattenproblem von Hanoi“ ein. Die Regierung dort antwortete auf das gesundheitsgefährdende Problem, indem sie eine Belohnung auf Ratten ausschrieb. Was war das Ergebnis? Die Menschen begannen, Ratten zu züchten. Die Parallele lasse ich Sie selbst ziehen. Man könnte auch sagen, lineares Denken von A nach B innerhalb eines Problems führt nicht zu dessen Lösung. Es braucht eine Art zirkuläres Denken, eine Art interdisziplinäres, gemeinsames Denken, um neue Lösungsmodelle und die dafür erforderlichen Strukturen zu entwickeln.

Die erste Tagung fand am 10. | 11. April 2015 in einem Schlössle statt. Ich war zunächst überrascht, als Namensschilder ausgegeben wurden, auf denen nur Vorname und Zuname stand. Kein Titel stand auf den Kärtchen, wir waren aufgerufen, einander zu duzen, auf Augenhöhe einander zu begegnen. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Die Berufsfelder verteilten sich von Arzt | Ärztin über die Physiotherapeutin, die Spediteurin, den Unternehmer, die Schriftstellerin, den Anwalt, die Sozialarbeiterin, den Regisseur bis hin zur Biologin, um nur einige zu nennen. Um der Augenhöhe auch tatsächlich die physische Entsprechung zu geben, saßen wir im Plenum immer im Kreis.

Alle diese Menschen bringen ganz spezifisch entwickelte Beobachtungsgaben und Erfahrungen aus ihrer Praxis und deshalb auch eine ganz eigene Sprache mit. In einer Diskussion käme es somit unweigerlich zu Missverständnissen, manchmal vielleicht zu Unverständnis, und je nach Redeflussvermögen sogar zu einem „Nicht-gehört-werden“ Einzelner. Damit das nicht geschieht, wurde von den Prozessbegleitern der Dialog nach David Bohm (Kernphysiker) eingeführt.

In der dialogischen Haltung einander zu begegnen bedeutet, in radikalem Respekt für den anderen zu bleiben, selbst von Herzen zu sprechen, aufmerksam hinzuhören, um zu verstehen (das heißt auch: nicht zu unterbrechen) und Meinungen in der Schwebe zu halten. Das bedeutet, Erkenntnisse, Erfahrungen, Fragen und Wünsche nebeneinanderzulegen, damit sie eine Wirkung erfahren. Wirkung braucht Zeit, das bedeutet Verlangsamung – aber erst dadurch kann aus dem Nebeneinander sich ein Miteinander heben: Und es ist diese Intelligenz des Miteinanders, die im Sinne Einsteins zukunfts-tragend sein wird. Es geht nicht länger um das Entweder-Oder, sondern um das Sowohl-als-auch. Es geht nicht entweder um das Wohl des Patienten oder um das Wohl der Ärzte – es geht um das Wohl beider. Es geht nicht darum, entweder gesund oder krank zu

sein – es geht darum, ein gutes Leben zu haben. Man kann mit der passenden Versorgung als kranker Mensch ein gutes Leben haben. Man kann aber auch trotz guter Versorgung als gesunder Mensch kein gutes Leben haben. Es gilt, gemeinsam ein Bewusstsein dafür zu entwickeln, dass veränderte Haltungen bereits vieles bewirken.

Das ist nicht leicht zu verstehen. Aber wenn wir diesen Weg ernsthaft gehen, dachte ich, dann kommen wir aus unserer Konsumentenhaltung heraus, dann werden wir wieder selbstverantwortlicher, und das auf allen Ebenen. Was das für das Gesundheitssystem bedeuten könnte, liegt auf der Hand.

So gingen wir auf dieser ersten Tagung vor allem drei Fragen nach:

- Wie schaut eine zukunftsweisende Standortbestimmung der Vorarlberger Ärztekammer aus?
- Warum hat die ÄKVVG einen klaren Auftrag, eine verantwortungsvolle Vorreiterrolle in der Gesundheitspolitik zu übernehmen?
- Wie stärken wir Freude und Sinn im Arztberuf, wenn wir junge Ärzte | Ärztinnen im Land halten möchten?

Wir saßen verteilt an mehreren Tischen im Format des World-Cafés. An jedem Tisch wurde eine Frage behandelt. Regelmäßig wechselten die Teilnehmer die Tische, nur einer, der Gastgeber, blieb sitzen, um den roten Faden zu halten. Antworten und Ideen schrieben wir auf die Tischdecken. Für manche war das ungewohnt, für die meisten witzig. Wie schwierig allerdings diese dialogische Haltung mit der einhergehenden Verlangsamung für Menschen ist, die permanent in Sekundenschnelle Entscheidungen über Leben und Tod im OP zu treffen haben, oder die vierzig, fünfzig oder noch viel mehr Patienten täglich in ihrer Praxis behandeln, war beobachtbar. Wenn Ergebnisse nicht sofort ablesbar sind, macht das unsicher. Wenn man sich als unter Zeitdruck stehender Einzelkämpfer auf einem weiten, durch das System verlangsamten Feld wiederfindet, macht das vielleicht auch ungläubig.

Umso mehr wuchs meine Wertschätzung für all diese Menschen, als sie sich am Ende dieser Tagung dafür aussprachen, den begonnenen Weg miteinander weiter zu gehen. Zum Abschluss sang jeder seinen eigenen Ton im Plenum – wen wundert es, dass die Töne zusammen einen Klang ergaben?

Aus dieser ersten Tagung ergaben sich drei Ausrichtungen auf die Frage, wie es der Ärztekammer gelingt, sich wieder mitgestaltend in den Gesundheitsdialog einzubringen.

1. Die eigene Identität gestalten

Dazu gehört unter anderem, ein Verständnis um das Gemeinsame von niedergelassenen und angestellten Ärzten zu definieren, um gegebenenfalls Brücken zu bauen.

Nach innen stark und geschlossen sein, um nach außen eine Stimme zu haben. Die Freude, in Vorarlberg Arzt zu sein, muss hier erweckt werden.

2. Soziales Gestalten

Dazu gehört, dass sich die ÄKVBG in den Dienst des Gemeinwohls stellt und auf die gesamtgesellschaftliche Entwicklung schaut. Die notwendige Umkehr zu Selbstverantwortung und Selbstkompetenz anstelle von Konsumverhalten muss hier durch Aktionen gezündet werden.

3. Politisches Gestalten

Dazu gehört, das soziale Gestalten in Strukturen und damit in eine politische Handlung zu bringen. Die Ärztekammer kann Impulsgeber für die zivilgesellschaftliche Bewusstseinsentwicklung sein.

All dies habe ich der ausführlichen Dokumentation der ersten Tagung entnommen, die mir zugesandt wurde. Trotz meiner Wertschätzung für diesen Mut und für das Engagement, für die Selbstkritik und für die empfundene Offenheit, habe ich mich nicht in die Liste der Weiterarbeitenden eingetragen. Ich brauchte Zeit für mich und ich war mir auch nicht sicher, wie hilfreich ich in dieser ersten Visionsrunde tatsächlich gewesen war.

4

Dennoch wurde ich gleich von zwei Seiten zur zweiten Tagung eingeladen, diesmal mit einem Auftrag. Ich sollte einen Text verfassen, der meine persönliche Wahrnehmung zu diesem Prozess wiedergibt. Nach langem Abwägen sagte ich zu.

Ich traf mich mit dem sogenannten „Ernteteam“, Menschen, die die zweite Tagung protokollieren würden, einmal nach Zahlen, Daten und Fakten, einmal graphisch, einmal filmisch – und in meinem Fall mit einem literarischen Text. Wir besprachen die Planung der Tagung.

Als ich dann zu Hause die Dokumentation der ersten Tagung noch einmal durchging, geschah etwas Seltsames. Während ich nach dem Lesen wie immer versuchte, mit verschwimmendem Blick Essenzen aus dem Text zu heben, begannen einzelne Wörter zu tanzen. Das Ver-rückt-sein schlug wieder zu.

Da stand „Ärztekammer“, ich las „Herzkammer“. Auf dem Tisch lagen Samen des Wiesenpippaus, ich betrachtete sie, als hätten sie eine Antwort auf eine gar nicht gestellte Frage. Dann schlug ich das Wort „Heil“ im etymologischen Wörterbuch nach. Im altenglischen und altnordischen sind die Begriffe Heil, Segen und Glück Synonyme. Für mich sind die Wörter jedoch nie gleichbedeutend, jedes einzelne trägt die Geschichte seines Werdens in sich. Mein Blick fiel wieder auf die Dokumentation. Dort stand:

„Open your mind, open your heart, open your will“. Öffne deinen Geist, und du wirst Heil erfahren, öffne dein Herz und du wirst Segen erfahren, öffne deinen Willen und du wirst Glück erfahren, dachte ich. Was bedeutet das alles? Bedeutet „öffne deinen

Geist“, vom linearen Denken zum zirkulären Denken zu finden, wie Frederik Vester schon vor Jahrzehnten forderte? Bedeutet „öffne dein Herz“, den anderen im Sinne der Reziprozität wahrzunehmen, indem ich dich berühre, fühle ich mich selbst berührt? Bedeutet „open your will“, den Willen zu entwickeln, das neurophysiologische Phänomen der Propriozeption (Eigenwahrnehmung) auf das Denken auszuweiten, und somit zu erkennen, dass alle Meinungen Sinn machen, dass wir unsere eigene daher in Schweben halten, um zu einem partizipierenden Bewusstsein zu kommen und somit zu neuen Lösungen (Schwarmintelligenz)? Kommt Heil aus dem Verzicht auf Rechthaberei? Kommt Segen aus der Wahrnehmung des anderen als Spiegel (Spiegelneuronen)? Kommt Glück daher, dass ich mich als Teil verstehe? Das Ganze ist immer mehr als die Summe seiner Teile, das wusste schon Aristoteles. Dorthin wollen wir, zum Ganzen, zum gemeinsamen Denken. Der Weg dorthin führt über das offene Gespräch, den Dialog, da bin ich sicher. Doch: Wie sagt man das alles ganz kurz?

Ich notierte drei einfache Wörter. Eine Weile starrte ich auf den vollgekritzelten Zettel, dann wurde mir klar, dass ich da mitunter den Satzsatz meines erst noch zu erstellenden Textes über eine erst noch abzuhaltende Veranstaltung geschrieben hatte. Ich schüttelte meinen Kopf. Am Text allerdings änderte ich nichts mehr. Einen sogenannten Beweis für meine Vermutung würde ich erst vier Tage später erhalten.

Dieses Mal (20. | 21.11.2015) fand die Tagung nicht in einem alten Schlösschen, sondern in einem Altersheim statt. Waren wir von einem Traum in eine Realität geplumpst? Auf jeden Fall waren wir von der Vergangenheit in die Zukunft gefallen, dachte ich, als ich ein miesgrimmiges Gesicht erblickte, das mich gleich neben dem Eingang anstarrte. Ich hatte Probleme mit der Tür – ich ließ eindeutig zu lange die Kälte ins Foyer einziehen. Ich war verwirrt und stammelte „Entschuldigung“ und „Grüßgott“. Der Mann hörte wohl nur „schuld ist Gott“, er sah mich nämlich noch grimmiger an. Andererseits widersprach er aber auch nicht.

Der Saal war wieder im Kreis bestuhlt (was für ein Satz!). Die Mitglieder des Kernteams und des Ernteteams begrüßten einander. Unsere erste gemeinsame Aktion bestand darin, die aufgetischten Brötchen zurück in den Speisesaal zu befördern. Das tat mir ehrlich leid, denn ich hatte noch nicht gegessen.

Dann steckten wir uns wieder die Dr.-losen Namenskartchen an. „Jetzt hat man dich mit e geschrieben“, meinte Karin Metzler, „das tut mir ehrlich leid.“ „Das macht nichts“, antwortete Frank Mätzler, „ich weiß, wer ich bin.“ Kurz beneidete ich ihn, ich bin mir jeden Moment eine andere.

Michael Jonas meinte, es würde wohl schwierig werden, „an den Frühling anzuknüpfen“. Ich musste lächeln, am Tag zuvor hatte ich noch Pustebumen im Ried gesehen, jetzt hatte es draußen die ersten Minusgrade. „Die Freude ist in den Menschen abgespeichert“, antwortete ich, „in diese Freude einzutreten, ist leicht.“ Ich wunderte mich nicht, als ich jeden Einzelnen bei seiner Ankunft herzlich lächeln sah, und das

obwohl jeder hier ehrenamtlich seine Freizeit zur Verfügung stellte. Schade war nur, dass ein paar der Ärzte krank waren, und manchen, so hörte ich, war es nicht gelungen, ihre Nachtdienste zu verschieben. Manche Stühle blieben daher frei und aus dem Kreis wurde beim Zusammenrücken ein ziemliches Ei. Ich hoffte, dass unsere Töne am Ende des Abends nicht ebenso leierten.

Michael Jonas begrüßte die buntgemischte Runde mit einem Zitat von Ivan Illich:

„Je mehr sich der Einzelne zurücknimmt, umso mehr verkommt die Gesellschaft.“
Über seinem Kopf schwebte wie zur Verstärkung dieser Einstellung an einer langen Stange Hansjörg Kapellers Mikrofon.

Wenn sich mir solche Szenen einprägen, forsche ich hinterher nach: Warum ist mir das Mikrofon in diesem Moment ein Symbol?

Das Kontaktmikrofon wurde von Philipp Reis nach dem Modell der Ohrmuschel erfunden und in sein „Telephon“ eingebaut. Jeder einzelne von uns ist eine Schallwelle, die die Membran im inneren des Mikrofons zum Schwingen bringt, denkt es mir, und jeder einzelne ist zugleich Teil des Schalltrichters. Unser Dialog hier ist der Kontakt in der Membran, der den Kontakt im Gehäuse (= Gesellschaft) gerade noch berührt, denke ich. *Über diesen Kontakt und einen äußeren Widerstand wird Gleichstrom geleitet.* Ich muss lächeln, als ich diesen Satz lese. Der äußere Widerstand, ohne ihn kommt nichts in Bewegung, ohne ihn gibt es keine Verstärkung.

6

Damit jede Stimme einmal gehört wurde, stellte sich jeder Teilnehmer kurz mit einer Qualität vor, die er an diesen zwei Tagen einbringen würde. Als Brigitta Soraperra fragte, ob es in Ordnung sei, dass sie für das Protokoll manchmal Tonaufnahmen mache, klingelte ein Telefon. Und weil es auch sonst noch Störgeräusche gab, legte die Anästhesistin kurzerhand den Kühlschrank in stromlosen Schlaf. Sein aufbäumendes Rütteln ging durch den Raum: Tatkraft, Phantasie, Lust, Inspiration, Wille zur Veränderung, Wille zur Wahrnehmung und Bewegung als Virus wurden als einzubringende Qualitäten benannt. Der Kühlschrank hatte nichts mehr zu melden.

Während der Beschreibung der bevorstehenden Arbeitsinhalte – Identität, Soziales Gestalten, Politisches Gestalten – wird sehr aufmerksam zugehört, sollen sich doch alle danach auf diese drei Arbeitsgruppen aufteilen.

Ehrlich, ich seufze, als ich feststelle, dass ich gebeten werde, bei der politischen Gestaltung mitzudenken. Die Gruppe ist zum einen männerlastig und zum anderen medizinerlastig. Herz versus Hirn, denke ich, Langsamkeit versus Schnelligkeit, emotionale Radikalität versus sachliche Vernunft. Während ich vorwiegend langsam schweige, greift das Wort „versus“ in meinem Kopf. Mir fallen die zehn Zukunftsthesen des Collegium Helveticum an der ETH Zürich ein, die allesamt von der „versus-Formulierung“ ausgehen, doch statt des Entweder-oder das Sowohl-als-auch postulieren:

Zukunftsthese 3: Vernunft versus Gefühl.

Diese These beschreibt im Sinne des Sowohl-als-auch die „emotionale Rationalität“: *Sowohl rein rationale wie rein emotionale Modelle stoßen an Grenzen: Multifaktorielle Erkrankungen sind nicht ohne Einbezug der Psyche zu verstehen, die Politik basiert auf einer Balance zwischen rationaler und emotionaler Entscheidungsfindung. Die Erkenntnis verlangt nach Konzepten, die rationale Modelle und emotionale Ansätze verbinden... Interdisziplinäre Forschungsgebiete wie die Neuropsychologie oder – ökonomie weisen den Weg in die Zukunft. Auf die Medizin bezogen: Gesundheit wird ganzheitlich definiert: körperliches wie seelisches Wohl entscheiden darüber, wer krank oder gesund ist. Die Berücksichtigung von Emotion eröffnet neue Behandlungskonzepte: Schmerzen, bspw., sind mit positiven Gefühlen einfacher tragbar.*

Während ich spürdenke, protokolliert man u.a. an der Tafel:

- Miteinander reden ist am billigsten.
- Zwiespalt: Wir sind Vertretung und Kontrollorgan zugleich.
- Alles Nebeneinander an Ärzten trifft sich beim Patienten – wer vertritt den Patienten im gesundheitspolitischen Dialog? (Die Patienten sind nicht organisiert vertreten)

Jemand sagt: Wir haben die meisten Ärzte nach Griechenland und wir haben die meisten Krankenstände nach Griechenland, wir müssen eine eigene Versorgungsforschung betreiben.

Soviel Selbstkritik, denke ich, und empfinde tiefe Wertschätzung – ich kann die Schatten, über die man springen wird müssen, förmlich sehen. Vielleicht haben wir darum zuvor ein paar Lampen wegen der Blendung ausgeschaltet, so erscheint alles ein bisschen weicher für morgen. Zwischendurch verfallen wir wieder in die Diskussion, da kann ich schon gar nicht mithalten, weil ich einfach zu wenig über die Gesundheitsversorgungsstrukturen oder unternehmerisches Denken weiß. Ich werde müde, einerseits soll ich hier mitdenken, andererseits soll ich die Stimmung wahrnehmen. Ich denke Hirn, Herz, Hand und möchte gerne aufrufen zu hirnrissig, beherzt und händisch. Laut kann ich nur sagen: Wenn ihr das alles, was da inzwischen hinzugekommen ist, nach außen kommunizieren wollt, holt euch einen frechen Künstler, der das alles in neuen Farben, Tönen und Formen proklamiert.

Einen Künstler, der Kühlschränke anästhesiert, einen Künstler der den Stress der Ärzte zu einer Oper vertont, einen Künstler, der die Viertelstunden-Todesdiagnosen-Zeit filmisch zu einem politischen Teppich webt – das allerdings denke ich schweigend. (Jemand hatte mir erzählt, dass ein Arzt seinen Beruf aufgegeben hatte, weil ihm nur noch Viertelstunden zur Verfügung standen, um Todesdiagnosen mitzuteilen.)

Als von Image-aufpolieren die Rede ist, schweige ich endgültig. Darum kann es nicht gehen, das sind alte Denkstrukturen. Ich fühle mich unfähig, diesen Zug, der jetzt auf

Schiene ist, aufzuhalten. Ich tröste mich mit einer Erkenntnis aus der Quantenmechanik: Als Beobachtende nehme ich Einfluss auf den Versuch, obwohl ich gar nichts sage. Allein meine Haltung kann den Versuch beeinflussen.

Zum Abschluss dieses Abends treffen sich alle wieder im Plenum. Die Sprecher der einzelnen Gruppen stellen vor, was sie erarbeitet haben. Nach dem Modell der Soziokratie wird gefragt, ob jemand noch etwas hinzuzufügen hat, oder ob alle mit dem bisherigen Ergebnis zufrieden sind. So viel Material steht auf den Flipcharts – das kann ich schreibend nicht alles festhalten, das kann ich in seiner Gesamtschau noch nicht einmal alles erfassen. Ein Wort jedoch springt mir ins Auge: Traumberuf.

Das berührte mich tief. Meine ganze Jugend hindurch war das Arzt-Sein mein Traumberuf gewesen. Ich bin daran gescheitert. 1998 hat mir ein Arzt eine Chance gegeben und mich als Arzthelferin eingestellt. Er war Wahlarzt, das war ein schönes Zusammenarbeiten. Als ich 2002 nach einer Karenz wieder in die Ordination eintrat, hatte sich alles geändert. Inzwischen hatte er einen Kassenvertrag. Der Terminkalender explodierte und für mich wurde es zunehmend schwieriger, am Telefon zu beurteilen, welcher Patient ein Notfall war und welcher nicht. Das Wort „Globusgefühl“ bekam eine neue Bedeutung.

Seit dreißig Jahren habe ich Familie. Es gibt sechs Ärzte, die diese Familie durch die Jahre begleiteten. Fünf davon sind Wahlärzte. Das war teuer – aber die Zeit, die sie für uns aufbrachten, waren mir die Zusatzkosten tausendmal wert. Am Wochenende anrufen zu dürfen, selbst in Amerika anrufen zu dürfen, im Urlaub. Das gab uns Sicherheit, Vertrauen in uns selbst, wir haben die Möglichkeiten kaum in Anspruch nehmen müssen. Und wo gibt es das denn noch, dass erwachsene Kinder trauern, weil ihre Hausärztin in Pension geht? Ihr umfassendes Verständnis für sie als Menschen war heilender gewesen als alle Medizin. Ich glaube, dieses gegenseitige Vertrauen ist es, was den Arztberuf zum Traumberuf macht.

Das Ende des Abends besteht aus dem gemeinsam gesungenen Ton – ein Teppich aus vielen Höhen und Tiefen. Das nennt man Klang.

Am folgenden Tag steht nach der Begrüßung eine Wahrnehmungsübung auf dem Programm. Wir sind aufgerufen, ohne zu sprechen langsam durch den Raum zu gehen, um wahrzunehmen. Nach einer Minute sollen wir mit einem Zufallspartner ein Kurzgespräch führen. Meine Partnerin ist mit mir einig: Wahrnehmung erfordert Verlangsamung. Solange wir schlendern, gehen wir kreuz und quer und sehen den begegnenden Menschen ins Gesicht, wir lächeln. Manchmal stoßen wir in der Langsamkeit auch aneinander – lachen und nicken einander zu. Als wir dann aufgerufen sind, schneller zu gehen, stelle ich fest, dass plötzlich alle im Kreis gehen. Einer geht hinter dem anderen her. Blicke treffen sich nicht mehr, sie verhaken sich im Rücken des Vordermanns. Ich sehe Menschen nur noch von hinten. Wenn alle schnell in eine Richtung gehen, fällt es sehr schwer, eine andere Richtung zu nehmen, man ist dem Strom ausgesetzt, man

nimmt sich selbst nicht mehr wahr. Jemand sagt, „So sind wir im Krankenhaus unterwegs.“ Man darf nach dieser Übung annehmen, dass in dieser hastenden Menge niemand mehr weiß, was das gemeinsame Ziel ist.

Ich finde es sehr schön, dass auf diese Übung ein Impulsreferat der Soziologin Petra Wähning folgt. Sie spricht über die „Zeit der Masken“ – Kampagnen bauen auf dem auf, was die anderen hören wollen, und nicht auf dem, was man ist und vertritt. Wenn man Zukunft gestalten will (ohne dem vorhin erwähnten Strom zu erliegen), muss man sich selbst ermächtigen. Dazu gehört aber, sich bewusst zu machen, mit wieviel Kraftpotenzial man selbst unterwegs ist. Der Mensch ist mit Verstand und Gefühlen ausgestattet – die Gesellschaft lässt nur den Verstand zu: 50% unseres Potenzials liegen brach. Der Mensch ist mit weiblichen und männlichen Anteilen ausgestattet – die Gesellschaft lässt nur den männlichen zu: 50% von 50% des Potenzials liegen brach. Der Mensch ist spirituell und materiell ausgerichtet – für Spiritualität ist kein Platz: 50% von 25% unseres Potenzials liegen brach. Der Mensch träumt und handelt praktisch – für Träume ist kein Platz: 50% von 12,5% unseres Potenzials liegen brach. Wir sind demnach nur mit 1/16 unseres Potenzials unterwegs. Das muss so sein, denke ich, sonst wäre es auch wirklich schwierig, in hohem Tempo im Kreis zu gehen wie bei der Übung vorhin.

Petra Wähning fordert uns auf, nicht die Schwächen zu schwächen sondern unsere Stärken zu stärken. Sie fordert uns auf, selbstermächtigt zu handeln, den Weg von der hierarchischen Planung zur Selbstorganisation einzuschlagen.

Sie unterlegt diese Aufforderung mit der Geschichte der Entstehung des Krankenpflege-modells nach Jos de Blok in Holland, das inzwischen 9000 Mitarbeiter hat und 40% effizienter als die Konkurrenz arbeitet, und das darum, weil die einzelnen Pflgeteams selbstorganisiert mit Sozialarbeitern, Psychotherapeuten, Ergotherapeuten und psychiatrischen Pflegern zusammenarbeiten und zudem das GPs und eine eigene Internet-plattform zur Vernetzung benutzen. „Wir teilen alle dieselben Werte“ ist ihr Motto, und „Profis muss man nicht kontrollieren“ ist Jos de Bloks Motto. Die Beziehungen untereinander basieren auf Vertrauen und Respekt.

Die Schweiz interessiert sich längst für dieses Modell:

http://www.interprofessionalitaet.ch/uploads/media/De_Blok_Artikel_1_01.pdf

Während vorne darüber gesprochen wird, wie der weitere Vormittag sich gestalten wird, fällt mir eine Analogie ein, da ich lange Zeit Vorstandsmitglied bei Literatur Vorarlberg (ehemals Autorenverband) war. Auch wir hatten starre Strukturen im Verein und wussten nicht, wie die Mitglieder zu bewegen waren. Schlussendlich verzichteten wir auf Letzteres und begannen, uns selbstermächtigt und selbstorganisierend um das zu kümmern, was uns wichtig war: die Literatur selbst und der Nachwuchs. Wir organisierten Workshops für Kinder und Jugendliche, führten sie allmählich an erste Veröffentlichungen, ans Theater und an den Rundfunk (Hörspiele) heran. Dazu nutzten wir auch

alle persönlichen Beziehungen. Inzwischen haben sich schon einige einen Namen gemacht und mischen die literarische Szene erfrischend auf. In besonderen Veranstaltungen vernetzen sich dann junge und eingesessene Literaten – bereichernd für beide Seiten. Mittlerweile haben wir auch ein virtuelles Literaturhaus eingerichtet, eine halbtägig engagierte Geschäftsführerin vernetzt die Literaten mit den Literaturbetrieben, was auch zu einer sinnvollen Vernetzung der Literaturbetriebe führt.

Noch einmal gehen wir in die drei Gruppen mit der grundlegenden Frage: Wie sieht eine Ärztekammer für ein gutes Leben aus?

Wo, wenn nicht hier.

Wann, wenn nicht jetzt.

Wer, wenn nicht wir.

Wir sind aufgefordert, für die Ideensammlung out of the box zu denken, für die Frage, wie wir in die Aktion kommen, sämtliche Bewertungen zu vergessen und die Schwarmintelligenz zuzulassen, mit Mut zu vertrauen, dass wir in einem andauernden Prozess sind, und wenn Widerstände auftreten sollten, genau hinzuschauen, wo diese auftauchen. Widerstände zeigen an, wen man mitnehmen muss.

In unserer Arbeitsgruppe „Politisches Gestalten“ verdichtet sich die Annahme, dass man mit „dem Land“ in direkten Kontakt treten muss. Sofort stellen sich bei mir Bilder ein. Der Landesrat bei der Eröffnung von Kunst am Bau im Krankenhaus Bludenz. Auch ein Text von mir läuft dort über den Bildschirm. Kunscht am Bau. Fit mach mit. Kunscht im Bau. Kunscht macht mit. Kunscht ischt gsund. Kunnscht no mit?

Warum nur hat der Landesrat immer diese zwei Felder (Gesundheit und Kultur), frage ich mich zum wiederholten Male. Wie berühren, wie befruchten sich die beiden?

Ich notiere: Das muss ich ihn beim nächsten Kulturtreff fragen.

Ich habe wohl zu sehr über Berührung nachgedacht. Als ich in die Mittagspause gehe, fährt mir ein Mann im Rollstuhl vor die Beine und fordert mich auf, etwas für ihn zu tun. Ich muss nachfragen, er nuschelt. Ich lege mein Ohr an seinen Mund. Klar, er will, dass ich ihn berühre! Er brauche das, das tue ihm gut. Ich bräuchte auch Berührungen zu diesem Zeitpunkt, aber ich wäre vermutlich nicht überforderter gewesen, hätte mir einer der Ärzte angeboten, mich zu berühren. Himmel! Wie gibt man einem alten, gebrechlichen Mann höflich einen Korb? Ich kann doch jetzt nicht mitten im Gang einen alten Mann streicheln? Berührungen brauchen einen Rahmen, der ihrer Intimität entspricht. Aber aufs Zimmer gehen will ich auch nicht mit ihm. Mein Blick fällt auf das alte Paar im Hintergrund. Sie rauchen fröhlich, ich würde mich gerne zu ihnen gesellen. Um Verständnis bittend sage ich zu dem Herrn, dass das jetzt keinen Platz hat. Eine alte Frau ruft: Geht weg! Ihr stört. Ja, wir bringen den gemächlichen Rhythmus hier durcheinander, besetzen den Speisesaal, verstopfen den Gang und sind nicht einmal zu Berührungen bereit. Eine andere alte Frau murmelt: „Jetzt kommt das gute Essen.“ Jetzt

habe ich auch noch ein schlechtes Gewissen, das sich erst beruhigt, als ich feststelle, dass die Zusammenstellung des Menüs für mich nicht geeignet ist.

Das Altersheim schlägt auf seine Weise am Mittagstisch zurück, es wirkt sich auf die Gespräche aus. Ich höre zum Beispiel Ärzte über das Thema „Patientenverfügung“ sprechen. Auch Ärzte möchten nicht gegen ihren Willen auf der Intensivstation zwischen Maschinen und Schläuchen sterben. Auch Ärzte schreiben und unterschreiben eine Patientenverfügung. Die wichtigste Frage dabei sei: Wo deponiert man sie? Die sicherste Möglichkeit sei, sie bei den Kindern zu hinterlegen. Was aber, wenn man keine Kinder hat? Was, wenn diese im aktuellen Moment auch gar nicht erreichbar sind?

Gäbe es eine Möglichkeit, frage ich mich darüber nachsinnend, dass die Ärztekammer Vorarlberg hier einen neuen Weg geht und sich tatsächlich in den Dienst der Patienten stellt, indem sie via ihres Rechtsvertreters eine zentrale Datenbank einführt, in der Patienten sicher ihre Verfügung hinterlegen und andererseits die Ärzte direkten, sicheren und doch unkomplizierten Zugriff auf dieselbe haben könnten?

So leicht sich das Thema Widerstand am Vormittag protokollieren ließ, so schwer ist es nach der Mittagspause, in den eigenen Widerstand zu laufen. Ich werde gebeten, ein paar Interviews mit Ärzten und anderen Teilnehmer/innen zu machen, die sich dafür bereit erklärt hatten. Ich habe ein äußerst schräges Verhältnis zu Interviews auf der Seite der zu Interviewenden – auf der anderen Seite war ich noch nie. Ich bin so geschockt, dass ich mir nicht einmal die Fragen merke, die mir spontan mitgegeben wurden, die ich sogar notiert hatte. Ich sehe rein gar nichts auf meinem Zettel. Fragt denn ein Patient je einen Arzt: „Herr Doktor, was sind Ihre Symptome? Wie fühlen Sie sich in Ihrer Praxis? Finden Sie, dass ich Ihnen die richtigen Fragen stelle?“ So ähnlich kommt mir das vor. Mein altes Trauma ist wieder da. Hansjörg und Frank beruhigen mich bei einer Zigarette, aber ich sehe die Ärzte drinnen, die mir in ein paar Jahren vorwurfsvoll die Diagnose Lungenkrebs diagnostizieren werden. Meine Nervosität legt sich nicht, bis mir einfällt, dass die Epigenetik meiner Familie auf no-cancer programmiert ist, dem Himmel sei Dank.

So interviewe ich die tapferen Seelen, es stellt sich heraus, die meisten sind genauso nervös wie ich. Ob ich die richtigen Fragen gestellt habe, kann ich nicht mehr nachvollziehen – ich war komplett im Moment. Ich habe auf jeden Fall keinen gefragt, wie sich sein Geschlecht auf seinen Beruf auswirkt, wie er Beruf und Familie verbindet und woher er seine Inspirationen bezieht. Das waren die Fragen, die mich immer entsetzlich genervt hatten. Ich habe auch keinen diese wirklich blöde Frage gefragt, wie sich die Tatsache, dass er ein „Babyboomer“ sei, auf seine Tätigkeit auswirkt, es war nämlich außer mir keiner dabei. Im Übrigen hat man den Landesrat diesbezüglich sicher auch noch nie befragt. Herr Landesrat, wie fühlten Sie sich als Babyboomer am Seziertisch?

Einen Kopf größer als die anderen, wäre die schlichte Antwort. Ich habe das Bild noch vor mir, wir haben im selben Jahr zu studieren begonnen. (Anmerkung: Obwohl es gut tut, die alte Wut zu formulieren, gehört sie nicht hierher, der ganze Absatz ist zu streichen.)

Entscheidungsraum. Was für ein Wort!

Nach den Interviews begeben sich wieder in die Versammlung. Die Ergebnisse der einzelnen Gruppen wurden inzwischen vorgestellt, ich habe sie teilweise verpasst. Aber das ist es nicht, was mich jetzt, aus der stillen Konzentration der Interviews kommend, nervös macht. Etwas ist geschehen in diesem Raum, und ich weiß nicht, was. Es ist eine Ungeduld spürbar, eine Aggression keimt auf. Was nur habe ich verpasst?

Auf meine Unterlagen blickend stelle ich fest, dass wir im Zeitplan sind, das kann es also nicht sein. Entscheidungsraum, steht da. Ja, der hat sich nicht verändert. Konsentmethode, steht da. Das muss es sein. Aber das kann ich erst hinterher denken, im Moment bin ich äußerst verwirrt. Wo ist die gemeinsame Freude geblieben? Die Aufbruchsstimmung? Warum spricht man jetzt nicht mehr im Dialog? Jeder nimmt auf jeden Bezug, das ist Diskussion, das entzweit, und das ist spürbar. Was ist zu tun, Gabriele, was ist zu tun, frage ich mich, während grüne, rote und gelbe Karten ausgeteilt werden. Ich habe nur rot und grün und ich weiß nicht, was ich damit bewirken soll. Ich komme in meinen gewohnten Totstellreflex, der mich bei Bedrohung lähmt. Bedroht bin ich nicht körperlich, nicht geistig, sondern in meiner Integrität.

12

Ich atme tief durch und lasse mich auf das Voten für Aktionen, deren Umsetzung ich befürworte, und auf den Konsent ein. Ich stelle fast verwundert fest, dass eine Art zirkuläres Denken trotz den Geschehnissen in den letzten beiden Stunden gegriffen hat. Kurz freue ich mich, doch andere sind enttäuscht – vielleicht ist das das Neue am Konsent, denke ich. Die Soziokratie funktioniert anders als die Demokratie. Das ist schwer zu lernen, das ist schwer auszuhalten momentan. Meine Achtung für die Teilnehmer wächst noch einmal, obwohl inzwischen ein klarer Unmut über die scheinbare Verlangsamung im Raum entsteht – auch das muss Platz haben, wenn wir neue Wege gehen. Doch ich bin traurig.

Nach dem Voting ergaben sich klare Aktionsradien – Verantwortliche für einzelne Arbeitsrichtungen werden gesucht, gefunden und notiert. Ein neues Strukturmodell wird vorgestellt. So viel Neues in so kurzer Zeit – es ist nicht einfach, das Modell zu verstehen, obwohl es die einfachste Möglichkeit für eine Komplexität bietet. Vielleicht war keinem bewusst, wieviel Arbeit da tatsächlich auf ihn zukommt, denke ich, vielleicht müsste man das von vorne herein klarer definieren. Selbstorganisation anzuleiern ist tatsächlich enorm schwierig, vielleicht ist es sogar ein Widerspruch und löst dann irgendwann Widerstand aus. Und dann verbiete ich mir die Gedanken.

Ich schaue nur noch. Ich sehe, der Platz in der Mitte des Plenums ist leer. Ich hole den wunderbaren Blumenstrauß aus orangefarbenen Gerbera und stelle ihn in die Mitte. Für mich ist inzwischen klar, dass ich die wenigen Worte des gestrigen Morgens, die meine Schlusszeilen sein sollten, in die Mitte legen werde. Intimität braucht einen entsprechenden Rahmen.

Die Schlussrunde beginnt. Ich kann kaum mehr zuhören, was der Einzelne sagt. Wie durch gewollten Zufall bin ich die Dritttletzte, die etwas formulieren soll. Globusgefühl. Ich schlucke also mehr als ich spreche, ich stammle. Wieviel Wertschätzung ich empfinde für jeden, der hier im Dienste der Allgemeinheit teilnimmt. Wieviel Liebe ich empfand, als das Wort Traumberuf auf den Flipcharts aufschien. Wie mutig das alles ist, was wir gemeinsam tun. Ich erzähle, wie mich die Worte fanden, die ich hier auf einem Blatt Papier aufgeschrieben habe, versehen mit einer Zeichnung, um die ich meinen Mann gebeten hatte. Ich krame das Papier aus meinen Unterlagen.

Ich höre mich sagen, ich sei nervös. Mein Hirn setzt aus, mein Herz schlägt schräge Synkopen, meine Hände zittern. Aber das steht bereits alles auf dem Papier, das ich in die Mitte lege: Hirn, Herz, Hand. Ärztekammer. Für ein heilsames Miteinander.

Ärztëkammer
für ein heilsames miteinander



Und jetzt weiß ich es. Es war das Runterbrechen der vielen erarbeiteten Formulierungen auf wenige Wörter, die Unstimmigkeiten erzeugten. Aber das Runterbrechen ist notwendig, die verdichteten Wörter bleiben uns im Gedächtnis, sie bilden den Claim. Damit stecken wir ganz klar ab, wohin wir wollen. Das große Ganze wird auf diese Weise nicht verwässert. (Alle erarbeiteten Details werden ohnehin wieder in der aufbereiteten Dokumentation nachzulesen sein.)

Ich blicke in die Runde. Ich weiß, der Weg ist schwer. Aber ich weiß auch, dass diese Ärzte, die hier sitzen, noch Leben retten werden, wenn das Gesundheitssystem bereits zusammengebrochen ist. Sie haben einen Eid geschworen. Vielleicht ist es dieser Eid, der ihnen diese schwere Ehre auflädt, jetzt schon Entwicklungen im Voraus zu begreifen und mit zu lenken, damit es eben nicht zu einem Kollaps kommt. Das ist Vorsorge-medicin in cultus atque humanitas.